

Heimkehr

Kaum Leute unterwegs, dachte Benno. An Feiertagen legte sich der Neumarkt schon im Hellen zur Ruhe, zu Weihnachten beleuchtet von den Lichterketten der verputzten Giebelfassaden und den Schaufenstern des lang gestreckten zweigeschossigen Kaufhausgebäudes. Nur die beiden Bäume standen noch in in der Mitte des Platzes hinter dem Pavillon, wo vormals eine kleine Grünfläche mit Ziersträuchern und Blumenbeeten lag. Jetzt bedeckte eine angetaute Schneedecke den Platz, durch deren Pfützen und den wässrig grauen Fußabdrücken die Begrenzungslinien des Parkplatzes hindurchschienen. Die Fahrkartenausgabe im Pavillon war dauerhaft geschlossen und durch einen Automaten ersetzt worden, das Reisebüro und der winzige Blumenladen hatten überlebt. Zwanzig Minuten Aufenthalt, daran erinnerte sich Benno genau, nur nicht mehr an die Nummer der Buslinie, und dass er den Neumarkt nie gemocht hatte. Benno ging hinüber zum anderen Bussteig und studierte die Fahrplantaafeln. Hinter ihm fuhr der Bus an, mit dem er vom Abzweig Lukas zum Neumarkt gefahren war. Im Anzeigefenster vorne stand nun *Betriebsfahrt*.

Nach Apeln fuhr die Linie 340. Früher war die Liniennummer zweistellig gewesen. Montag bis Freitag, Samstag, Sonn- und Feiertags – das Feld für Feiertage zeigte nur eine morgendliche Verbindung. Wie lange war es her, seit er zuletzt die fünfzig Kilometer mit Bahn und Bus zurückgelegt hatte, wie in seiner Kindheit, wenn er aus drei Wochen Stadtferien bei Onkel Anton nach Hause fuhr, mit einem von seinem Onkel geschriebenen Fahrplan in der Tasche? Marie Luise hatte ihn einen Spinner genannt, als er ihr die Idee vortrug, nicht das Auto zu nehmen. Sie

war dann krank geworden und lag mit Fieber im Bett, was die Sache vereinfachte und ihm die weitere Auseinandersetzung ersparte. Sie käme allein zurecht, hatte sie gesagt, allein schon die Verwandtschaft nicht sehen zu müssen sei Erholung. Bei solchen Bemerkungen verspürte Benno einen feinen Stich wie ein leichtes Kitzeln in der Brust, als ob jemand sein Herz berühren würde.

Die acht Kilometer bis nach Apeln könnte er zu Fuß gehen, eineinhalb Stunden, und er käme immer noch rechtzeitig an. Wenn es nur nicht so warm wäre! Benno knöpfte die gefütterte Jacke auf, als sei er schon schwitzend auf halber Strecke unterwegs. Ein Auto anzuhalten hatte er seit der Wehrdienstzeit nicht mehr probiert, wahrscheinlich würde heute auch nicht ein einziges anhalten; gerade an Weihnachten traute er niemandem die nötige Nächstenliebe zu, sich mit Fremden einzulassen.

Benno umrundete den Neumarkt auf der Suche nach einem Taxi, fand aber nur die Rufsäule mit einer Telefonnummer. Er müsse nach Apeln, sagte er der Frau in der Leitstelle, und sie antwortete, dass der Wagen etwa in einer Stunde komme, an Feiertagen und sonntags würden sie eigentlich nur nach Vorbestellung arbeiten. Was sollte er in der Stunde machen?, überlegte Benno. Er sagte der Frau, er würde bis zur Bushaltestelle an der Kanalbrücke gehen, dort solle ihn das Taxi aufnehmen.

Das koste heute dasselbe, antwortete sie.

Es dauerte einige Minuten, bis Benno vom Neumarkt bis zur Kreuzung auf die Bundesstraße fand. Über die Zeit war die Erinnerung, wie der Bus gefahren war, verblasst. Auf der Bundesstraße ging es nur noch geradeaus. Benno schritt zügig, um sicher vor dem Taxi an der Kanalbrücke zu sein. Vom Wartehäuschen an der Bushaltestelle sah er über die Straße auf den Kanal und die beleuchtete Schleuse

im Hintergrund. Um diese Zeit gab es keinen Schiffsverkehr. Im Hafengebiet vor der Schleuse lagen zwei Lastkähne vor Anker.

Benno atmete tief ein. Er vermisste den scharfen winterlichen Wind, der ihm das Gefühl von Alleinsein vermitteln würde und dem er sich entgegen stemmen konnte. Der Tag heute war zu weich und der graue Himmel verwischte die Kontraste. In letzter Zeit brauchte er die Wahrnehmung von Gegensätzen, an denen er sich klar orientieren konnte.

Als die Stunde verstrichen war und das Taxi noch nicht angekommen war, wurde Benno unruhig und schwankte zwischen der Entscheidung, zu warten oder den Rest des Weges auch noch zu Fuß zu gehen. Als er aufstand und den Bügel des Rollkoffers herauszog, hielt ein Wagen, den er schon vorbeifahren sehen wollte. Nach Apeln? Sein Vater sei noch aufgehalten worden, entschuldigte der junge Mann die Verspätung.

Ob er sich mit dem Taxifahrer unterhalten sollte?, überlegte Benno. Weihnachten fühlten sich die Menschen brüderlich verbunden, da könnte er aus sich herausgehen, wenn auch nur mit der Frage, ob nach dieser Fuhre endlich Feierabend sei.

»Nach Hause?«, kam ihm der Fahrer zuvor und erzählte, noch ehe Benno antworten konnte, er müsse gleich die Eltern und Schwiegereltern abholen. In ihrer Familie ginge es andersherum und darum gäbe es keinen Streit, welchem Elternpaar der Vorzug gegeben werde, aber auch keine Garantie, dass sie sich nicht auch in seinem Wohnzimmer in die Haare kriegen würden, womöglich bei der Überreichung der Geschenke; die Bescherung an Heiligabend sei das Schönste an Weihnachten – den beiden Jungs zuzuschauen, wie sie

erwartungsvoll das Papier von den Kartons rissen und er sie dann in die Arme nahm, wenn sie zu wild wurden, und »Seid nicht so gierig!« mahnte.

Benno sah, wie sich die Kinder aus der Umarmung wanden, er selbst konnte sich an nichts erinnern bis zu seinem achten Lebensjahr, wie er mühselig das Weihnachtsevangelium vorlas, und jedes Jahr wieder bis zu seinem Auszug. Bestimmt hatte seine Mutter seit dem ersten Mal so besinnlich selig geblickt, wie ihm aus all den Jahren unangenehm in Erinnerung war.

»Weihnachten ist nicht mehr so wichtig«, sagte Benno. »Drei Tage von dreihundertfünfundsechzig und sieben Tage vor dem Ende des Jahres, das rückt die Bedeutung in das richtige Verhältnis. Auch wenn es ab Mitte November schon überall grün geschmückt und festlich erleuchtet ist.«

»Schön ist es, trotz der Hetze«, sagte der Taxifahrer und geriet erneut ins Erzählen. Vor zwei Jahren hatte der Baum an Heiligabend gebrannt, nur ein Zweig, der von den darunter stehenden Kerzen aufgewärmt und schließlich knisternd in Flammen aufgegangen und ebenso schnell wieder erloschen war; so trocken war der Baum Heiligabend noch nicht, dass er komplett abbrennen konnte. Ein ordentlicher Schreck, aber keine Katastrophe; ein paar Kerzen weniger hätten der Schönheit des Baums keinen Abbruch getan.

»Wir hatten schon seit langem elektrische Kerzen«, sagte Benno. Aus der Rückschau betrachtet erschien ihm die Abschaffung der Wachskerzen wie die Teilnahme am allgemeinen Fortschritt. Jetzt brannten die Lichter jeden Abend, sobald es dunkel wurde, bis zum Zubettgehen.

Das einsetzende Schweigen verunsicherte Benno, für einen Augenblick nahm er an, der Taxifahrer könnte damit rücksichtsvolles Bedauern über den Verlust an Stimmung

und Romantik ausdrücken, wer flackerndes Kerzenlicht gegen Glühbirnen austausche. Das Taxi war langsamer geworden und bog nach links in eine schmale, unbeleuchtete Straße ein. Die nächste Laterne stand an einer Gabelung, eine weitere in Höhe eines zweistöckigen Wohnhauses und beschien eine glatte, grau verschmutzte Fassade mit Fenstern wie tote Augen in einsamer Abgeschiedenheit. Wöllkens. Der Mann war im Frühjahr gestorben, hatte Bennos Mutter am Telefon erwähnt.

»An der nächsten Laterne, das zweite Haus«, wies Benno den Fahrer an. Von rechts schwenkte eine Telegrafenerleitung an den Straßenrand und begleitete sie an den Weidezäunen und Ackerrändern entlang.

»Das war's«, sagte der Taxifahrer im Anhalten. Benno zahlte und man wünschte sich ein frohes Fest.

Mutter begrüßte ihn überschwänglich. Sie freute sich wirklich, dass er doch noch gekommen sei, mit leichtem Vorwurf, er hätte sich das auch vorher überlegen können, und warum er nicht mit dem Auto gekommen sei. Benno verschwieg, dass sie seinen spontanen Entschluss dem gestrigen Besuch von Marie Luise zu verdanken hatte und erzählte stattdessen von einem nostalgischen Impuls und Erinnerungen an die Fahrten mit Bus und Straßenbahn zu Onkel Anton. Heute, an Weihnachten, hatte er allerdings einen kleinen Umweg mit dem Zug bis Lünkhusen nehmen müssen.

Sein Vater, Henrich, war gewohnt ruhig und würde erst aus sich herausgehen, wenn sie den Gang durch den Schweinestall antraten, als müsse das sich nicht Veränderte als Symbol für ein ordentliches und auch sinn erfülltes Leben stehen. Benno war immer voll von Gefühlen, wenn der Rundgang beendet war. Abgesehen von

seiner persönlichen Niederlage bei Marie Luise konnte er sich nicht beklagen. Immerhin hatte er studiert und wusste mehr, als für die Schweinehaltung notwendig war, und verdiente damit anständiges Geld.

»Wo ist denn der Weihnachtsbaum?«, fragte Benno, als er in die Wohnstube trat.

Vater knuffte ihn in die Seite. »Als du gestern anriefst, dachte ich, wir machen das gemeinsam. Das ist doch Männersache, nicht wahr?«

Damals, ja. Nicht jede scheinbar gut gewachsene Fichte erwies sich auch als gerade, aber sie hatten den Baum, wenn auch manchmal schimpfend, immer so eingestielt, dass er aus der Sicht der Betrachter kerzengerade erschien. Benno lächelte gequält. Ihm stand nicht der Sinn, überholte Rituale aufleben zu lassen. Mit vierzehn war die Aussicht, den Weihnachtsbaum aufstellen zu dürfen, wie der Übergang in das Erwachsenwerden, weg vom angespannten Warten auf das Christkind.

»Ich würde lieber die Schweine füttern«, sagte Benno.

Henrich lachte. »Da hättest du früher kommen müssen.«

Während sein Vater den Baum aus der Scheune holte, wartete Benno im Stall. Nichts hatte sich seit seiner Kindheit verändert, abgesehen vom Plumpsklo in der Ecke, das durch eine Toilette mit Wasserspülung ersetzt worden war. Der Waschkessel und das gemauerte Becken daneben und die Zentrifuge standen seit der Anschaffung der ersten elektrischen Waschmaschine unbenutzt, dagegen hatten der Rübenzerkleinerer mit dem großen gusseisernen Handrad und die Holzkiste daneben mit dem Kraftfutter für die Schweine die Jahrzehnte unbeschadet überstanden. Gegenüber an der Wand stand immer noch der gleiche Holzklotz mit der eingeschlagenen Axt. Alles

wirkte aufgeräumter und weniger staubig als in seinen Kindheitserinnerungen, scheinbar hatte er die langsamen Veränderungen in den letzten Jahren nicht mehr wahrgenommen, nur noch die einschneidenden wie die Abschaffung der beiden Milchkühe und des Traktors, und das Fehlen der Obstbäume auf der Wiese hinter dem Haus.

Die Stalltür ging auf und sein Vater kam um die Ecke, in der Linken den Baum und unter dem anderen Arm einen schweren Karton, der ihm zu entgleiten drohte. Benno nahm ihm den Karton ab.

»Hast du noch den alten Christbaumständer?«

»Von meinem Vater, ja. Nur, von Jahr zu Jahr wurden unsere Weihnachtsbäume größer. Alles hat einmal ein Ende.«

Benno nickte. Nostalgische Gefühle und praktische Erwägungen vertrugen sich nicht. Trotzdem hätte er wie früher gern zur Drahtbürste gegriffen und die Verzierungen des schwarzbraunen Metalls vom Flugrost des letzten Jahres gesäubert und mit einer Speckschwarte glänzend gerieben, die drei Feststellschrauben hinein- und herausgedreht, bis das Fett das Gewinde wieder gängig gemacht hatte.

Das Einstielen des Baumes war kein Problem mehr. Benno setzte ihn mittig in den Ständer ein, sein Vater trat einen Hebel, eine Art Zentralverriegelung, korrigierte und der Baum stand.

»Du hättest mich gar nicht gebraucht«, sagte Benno.

»Festmachen und Ausrichten gleichzeitig, das geht nicht. Wollen wir den Baum jetzt schmücken?«

»Ich muss noch auspacken und mich umziehen«, sagte Benno.

»Hilf mir wenigstens, den Baum in die Stube zu tragen.« Vater klang verstimmt.

Benno beeilte sich, um beim Schmücken des Weihnachtsbaumes noch helfen zu können. Er hatte das viele Jahre mit Vater gemacht, während Mutter in der Küche das Essen richtete. Einen Baum zum festlichen Leben zu erwecken war fast noch schöner als die anschließende Bescherung, am Baum konnte er gestalten, die Bescherung war Mutters Sache und er war nie sicher, ob sie seine Wünsche traf, weil er nie aufgefordert wurde, einen Wunschzettel zu schreiben. Sie suchte die Geschenke nach ihrer Vorstellung und ihren Möglichkeiten aus. Es gab manches Weihnachten mit Oberhemden und Praktischem, aber zumindest immer mit einem Buch, in das sich Benno vertiefen und wenn nötig die Enttäuschung versenken konnte. Natürlich wusste er von bestimmten finanziellen Zwängen, trotzdem löste dies den Widerspruch zwischen seinen Wünschen und den Geschenken nicht auf.

Die Lichterkette und die Kugeln hingen schon, als Benno in die Stube kam. »Mach du den Rest«, sagte sein Vater und deutete auf das Bündel sorgfältig über eine Stuhllehne gelegte Lametta. Mit Lametta ließen sich Unebenheiten des Baumwuchses kaschieren, Bennos Spezialität. Sein Onkel Wilhelm war in dieser Hinsicht direkter. Er bohrte ein Loch in den Stamm und füllte die kahle Stelle mit einem Zweig. Onkel Wilhelm war kein Pedant, eher ein liebenswerter Spinner und das Anbohren von Weihnachtsbäumen war ein Spaß, über den die Familie viele Jahre lachte. Benno beschloss, den Weihnachtsbaum zu nehmen, wie er gewachsen war und ihn nicht nach seinen Vorstellungen zu formen.

Sein Vater kam in die Stube und besah sich das Werk. Rechts in der Mitte sei das Lametta zu spärlich verteilt, meinte er.

»Ich bin aus der Übung gekommen«, erwiderte Benno.
»Marie Luise mochte kein Lametta. Habe ich dir nicht mal Fotos gezeigt? Viel Grün und Rot, Schleifen, dazwischen Strohsterne und Engel.«

»Sie hatte ein Händchen für solche Sachen. Ich hab's an der Art gesehen, wie sie euer Haus gestaltet hat.«

»Die meisten Bilder habe ich ausgesucht«, brummte Benno.

»Hast du mal von ihr gehört?«

»Wir sind noch nicht geschieden, wenn du das meinst. Sie war gestern kurz bei mir. Auf den Besuch hätte sie aber gerne verzichten können.«

Vater behielt diese Information nicht für sich.

Beim Abendessen saßen sie schweigend bei Hühnersuppe mit Eierstich, die seine Mutter zu jedem Fest kochte, ob Ostern, Pfingsten oder Weihnachten, und bei jedem seiner Besuche. »Warum lasst ihr euch nicht scheiden?«, fragte sie.

»Es hat sich noch nicht ergeben«, antwortete er.

»In deinem Alter wussten wir längst, was wir wollten.«

»Ich will sofort abreisen«, sagte Benno und legte den Löffel demonstrativ neben den Teller.

»Könnt ihr nicht über etwas anderes reden?«, fragte sein Vater.

»Nein!«, antwortete Benno heftig. »Vielleicht hatte Marie Luise doch Recht mit eurem heimlichen Einmischen.«

»Dafür gab es viel zu selten Gelegenheit«, entgegnete seine Mutter.

Auch das stimmt, dachte Benno. Die Wahrheit würde man nur finden, wenn alle Vorurteile in einen Topf geworfen und zu einem unverdaulichen Brei umgerührt würden.

»Wahrscheinlich gibt es Ente«, sagte Benno.

»Mit Äpfeln, Pflaumen und Rosinen gefüllt. Wie du es gerne magst.«

»Wie ich es gerne mag? Es gibt andere Möglichkeiten, mit Gehacktem oder von mir aus mit Gänseleberpastete gefüllt. Marie Luise hat Ente mit nichts drin gebraten außer Pfeffer und Salz, na und? Ich habe deine Füllung akzeptiert und Marie Luisens keine. Das ist weder eine Weltanschauung noch ein Scheidungsgrund.«

»Junge«, sagte Vater, »du tust deiner Mutter Unrecht. Sie meint es gut und hat sich so auf den Abend gefreut.«

»Die Zeit lässt sich nicht zurückdrehen«, sagte Benno und nahm den Löffel wieder auf.

Auf der weißen Decke des Esstisches lagen Päckchen in Weihnachtspapier mit kunstvoll verschlungenen Schleifen.

»Frohe Weihnachten«, sagte Mutter und schüttelte Bennos Hand. »Wie gut, dass ich die Geschenke immer früh besorge, ich hätte sonst nichts gehabt, wo du doch abgesagt hattest... Ich hoffe, es gefällt dir, es ist schon so lange her, dass ich etwas für dich gekauft habe. Nicht wieder einen Umschlag, habe ich gedacht.«

Ich werde dich nicht enttäuschen, dachte Benno. »Als ich noch nicht verdiente, war es immer schwierig, für euch ein Weihnachtsgeschenk zu finden«, sagte er. »Meistens blieb es bei Zigarren oder einer Flasche Doppelwacholder und Kölnisch Wasser.«

Benno überreichte zwei Päckchen. »War das so verkehrt, habe ich mich gefragt. Bei den Zigarren konnte ich in der Qualität zulegen, keine Fehlfarben mehr, statt Kölnisch Wasser – auch wenn ich es immer gerne an dir gerochen habe – soll es ein Parfüm sein, ein klassischer Duft, von Chanel.« Benno nahm seine Mutter in den Arm. Sie sagte nicht ›Ach, mein Junge!‹, vor lauter Rührung, wie

Benno befürchtet hatte. Als er sie losließ, sah er ihre Tränen, was noch schlimmer war als ein rührseliger Spruch, weil er sich das Unausgesprochene nun selbst ausmalen musste.

Henrich hatte das Zigarrenkistchen ausgepackt und hebelte mit dem Taschenmesser den Deckel ab. Vorsichtig schlug er das Papier zur Seite und fuhr mit der Nase über den Inhalt. Er wirklicher Kenner war er nicht, und zum besonderen Genuss reichte ihm wahrscheinlich schon der Gedanke, an einer teureren Zigarre als gewöhnlich zu ziehen.

»Lass die Zigarren nicht trocken werden«, sagte Benno, »aufbewahren für besondere Anlässe bringt nichts, dann schmecken sie nicht mehr. Zum Geburtstag kannst du ein neues Kistchen bekommen, wenn du möchtest.«

»Jetzt musst du aber auch deine Geschenke auspacken«, sagte seine Mutter. Das war der gefürchtete Augenblick, der über Freude und Enttäuschung entschied. Oberhemden hatte er genügend, aber man konnte nie wissen, was sich Mutter in dieser Hinsicht vorstellte. Krawatten kaufte sie nicht mehr, seit er sie überzeugen konnte, dass man die Krawatte beim Kauf am besten neben Jackett und Hose legt.

Benno nestelte an den Schleifen und versuchte, das Weihnachtspapier beim Auspacken nicht zu beschädigen. Ein Buch war dabei, das sah er bereits an der Form, auch ohne den Aufkleber der Buchhandlung. Notfalls würde das Buch ihm den Abend retten, denn Mutter hatte bisher stets klassische Kriminalromane ausgesucht und damit nichts falsch gemacht. Das zweite Geschenkpackchen enthielt ein Korkenzieher-Set – aufsetzen, Hebel runter, rauf, abnehmen, Hebel runter, rauf, und der Korken fiel in die Hand.

Benno hatte schon immer von einem Korkenzieher mit langem Hebelarm geträumt, wie ihn die Winzer gebrauchten. Mutters Geschenk war ebenso praktisch und musste nicht einmal an die Wand geschraubt werden. Benno freute sich und drückte seine Mutter noch einmal. Dieses Weihnachten war eines von der besseren Sorte.

Später setzte sich sein Vater mit einer Zigarre und einer Flasche Bier vor den Fernseher. Zu zweit, sagte er unvermittelt, sei der Heiligabend sehr ruhig gewesen, fünf Minuten Überraschung und Freude, aber was dann? Da sei er froh gewesen über das Fernsehen. Morgen, wenn die Verwandtschaft käme, könnten sie Skat oder Doppelkopf spielen.

Benno zog sich noch vor dem Ende der Sendung auf sein Zimmer zurück, für den Weihnachtsabend reichlich früh. Schon seit über einer Stunde war die Unterhaltung abgestorben, also brauchte er auch nicht anwesend zu sein. An die Alternative mochte Benno gar nicht denken, ein Gespräch würde unweigerlich auch das Thema Marie Luise auf den Tisch bringen. Solange er selbst damit nicht im Reinen war, konnte er auch die wohl gemeinten Sichtweisen anderer nicht ertragen, erst recht nicht die seiner Eltern.

Mutter hatte das Bett in seinem Kinderzimmer bezogen. Die Möbel in Kiefer Nachbildung wirkten auf ihn nicht mehr selbstverständlich wie damals. Bis auf die Fußball-Weltmeisterschaftself von 1974 hing kein Bild an der Wand, der Raum wirkte steril, als habe sich in ihm nie ein Mensch fortentwickelt. Mit Marie Luise hatte er im Schlafzimmer der Großeltern in den schweren dunklen Eichenbetten übernachtet, wo man sich in der Ritze beim Herüberrollen das Knie schmerzhaft stoßen konnte. Damals entdeckte er im Kleiderschrank auf der Hutablage

eine Reihe gebundener Jahresbände ›Der Deutsche Hausschatz‹ von 1896 bis 1902. Das löste den ersten ernsthaften Streit mit Marie Luise aus, weil Benno den Kopf nicht mehr aus den Büchern bekam. So sehr er sich für den entdeckten Schatz begeisterte, umso weniger verstand sich Marie Luise mit ihren Schwiegereltern. Landwirtschaft sei einfach nicht ihr Thema, beklagte sie sich, und Onkel Wilhelm und Tante Fine würde sie gerne unbekannterweise grüßen lassen, auch ohne deren Lebensgeschichten zu kennen; wie gut, dass Franz und Johannes im Krieg gefallen seien. Das war die einzige taktlose Bemerkung, an die sich Benno erinnern konnte, wenn er an die Auseinandersetzungen mit Marie Luise in Apeln dachte.

Im Kleiderschrank hing noch die ungeliebte grüne Strickjacke. Morgen würde er Mutter fragen, welchen Grund es für die Aufbewahrung gab. Seine Bücher standen noch im Regal, und die Spiele und Puzzles. Er zog die Schubladen des Schreibtischs heraus. Sie waren leer. Die Leere schien ihm plötzlich arrangiert wie eine Mahnung, von der er nicht wusste, ob sie gut gemeint oder eine böse Vorahnung war.

Unzufrieden legte sich Benno ins Bett.

»Sei nicht so grausam, Thea«, sagte Benno, wohl wissend, wie seine Mutter die Anrede mit dem Vornamen missbilligte, als sie ihn um halb neun Uhr weckte.

»Das Hochamt ist um zehn«, sagte sie und kleidete die Aussage in den Tonfall, der Benno Gewissensbisse machen sollte.

»Das reicht allemal, um zu Fuß zur Kirche zu gehen«, sagte er.

»Weil ich das Frühstück schon fertig habe«, sagte sie.

Wie immer, jedoch wartete heute nur ein Gedeck. Benno legte Schinken und getrocknete Mettwurst zwischen Weißbrot und Pumpernickel und schaute durch das Fenster auf den Kirchturm von St. Vitus. Diese Straße habe Napoleon angelegt, hatte ihm sein Vater erklärt, immer geradeaus auf den Kirchturm der nächsten Ortschaft zu. Und wirklich, die Kirchturmspitze blieb immer vor ihnen, als gäbe es für die Straße nur dieses eine Ziel. Seit Vaters Erklärung war Benno der Weg in den Ort, jeder Schul- und Kirchgang, als etwas Besonderes erschienen; so besonders, dass er niemandem davon erzählte, nicht einmal seinen Schulkameraden. Der Sohn eines Kötters, auch wenn der beim Landkreis angestellt und in der Straßeninstandhaltung eingesetzt war, ordnete sich in das unausgesprochene Gefüge ein, das nach Hektar und Morgen und nicht nach Kilometer Landstraße zählte.

Seine Eltern waren überrascht, als Benno vorschlug, zu Fuß zu gehen, wie in alten Zeiten. Zwanzig Minuten, aber keine Parkplatzsuche. Mutter sah ihn befremdlich an, widersprach jedoch nicht. Henrich, sein Vater, war gutmütig wie immer. »Warum nicht?«, sagte er mit einer nicht zu überstimmenden Begeisterung.

Bis zum Ortsrand überholte sie nur ein Auto. Benno glaubte Gerd Backes zu erkennen, einen ehemaligen Klassenkameraden. Backes' Hof lag noch einen Kilometer weiter draußen in der Heide, wie diese Gegend wegen ihres sandigen Brachlandes zwischen einem Wäldchen und Backes' Äcker genannt wurde. Benno war sich wegen Gerd nicht sicher, die Frau neben ihm auf dem Beifahrersitz beanspruchte seine Aufmerksamkeit für einen Augenblick zu lang. Sie hatte weizenblonde Haare und war auffällig blass und schmal.

Der vermeintliche Gerd blieb die einzige Begegnung

während des Kirchgangs. Zwar erkannte Benno noch andere, zumeist Geschäftsleute aus dem Ort, doch niemand aus der gemeinsamen Kindheit. Landflucht, dachte er, wie überall. Inzwischen gab es in Apeln eine große Anzahl von Zugezogenen mit Eigenheimen auf den in Bauland umgewidmeten Wiesen und Äckern.

Auf dem Rückweg versuchte Benno, über sich zu erzählen, was beruflich im Augenblick los war, auch wenn Büro und Landwirtschaft für seine Eltern wie das Leben auf zwei unterschiedlichen Planeten waren. Benno erwähnte die aktuellen Entwicklungen, Raps und Biomasse, und stellte die Frage, ob die Bauern hier auch nur noch Energie statt Brot anbauen würden.

»Die Bauern müssen auch über die Runden kommen«, antwortete sein Vater allgemein.

»Das Leben ist eben eine Frage des Preises«, meinte Benno. »Natürlich ist nicht zu erwarten, dass man hier hungern wird, eher diejenigen, aus deren Länder wir zukünftig das Getreide aufkaufen werden. Ob es biologisch oder auf mit Schwermetallen verseuchten Böden angebaut worden sei, ob radioaktiv verstrahlt oder nur überdüngt, das ist nicht mehr erheblich, wenn es entsprechende Nachfrage gibt. Zwischen biologischer Energie und Getreide pendelt sich später ein Gleichgewichtspreis ein, gleichermaßen hoch, weil die Menschen ihre Bedürfnisse auf Hunger, Wärme und Mobilität aufteilen. Man bezeichnet das als ›knappe Güter‹.«

Sein Vater schwieg.

»Bedauerst du, dass ich Betriebswirtschaft statt Landwirtschaft studiert habe? Das hätte dir den Vortrag erspart, möglicherweise hätten wir dann aber über Schweinepreise geredet.«

Vater klopfte ihm auf die Schulter. »Wenn das so

eintrifft mit den knappen Gütern, dann lohnt es sich vielleicht wieder, die Kohlezechen aufzumachen. Wer weiß. Diese Gier heutzutage ist nicht gut. Ich habe immer gewusst, was ich brauche – Runkeln für die Schweine, Getreide fürs Geld und das Stroh für den Stall, Heu und Kartoffeln. Und das, was Thea im Garten angebaut hat. Es hat gereicht, sogar, um dich studieren zu lassen. Und um zufrieden zu sein.«

»Ja, das stimmt«, sagte Benno. Vaters abgeklärter Lebensweisheit gab es nichts hinzuzufügen; Anlass für Benno, mit den Gedanken auf die Heide abzuschweifen.

Das Mittagessen blieb wenig gesprächig bis auf die Bitten, Schüsseln anzureichen oder ein Stück Braten nachzulegen und Bennos Feststellung, dass das Essen gelungen war, woran er nicht gezweifelt hätte. Während seine Mutter den Tisch abdeckte und sich um den Abwasch kümmerte, steckte sich sein Vater eine Zigarre an, holte zwei Schnapsgläser aus dem Schrank und goss Doppelwacholder ein.

Benno mochte keinen Schnaps. Sein Vater meinte es gut und darum kippte Benno den Doppelwacholder hinunter. Er hatte mit seinem Vater nie über seine Abneigung gegen alles Hochprozentige gesprochen. Wie über andere Dinge, die er erst in den Wehrdienst und dann nach Münster ins Studium mitgenommen und sie damit abgelegt und erledigt hatte, zumal er seit dem nur noch tageweise nach Apeln zurückgekehrt war.

Der Doppelwacholder war Bennos Zugeständnis, mit Vater wieder ins Gespräch zu kommen. Ob das Gerd Backes gewesen sei, der auf dem Weg zur Kirche an ihnen vorbei gefahren sei. Henrich zuckte mit den Schultern; er habe nicht hingesehen, obwohl – der rote Passat – das könne wohl gut Gerd gewesen sein.

Mit vorsichtigen Fragen hielt Benno das Gespräch in Gang. Gerd hatte Silke Breidenbach geheiratet, die aus Billerbeck stammte und bei Mertens im Haushalt in Stellung war. Kaufhaus Mertens, erinnerte ihn sein Vater, wohl in dem Glauben, dass Benno seiner Heimat inzwischen entfremdet sei. Benno hatte das ›Kaufhaus‹ nicht vergessen, weil es dort alles für den täglichen Bedarf gab. Mehr als fünfzig Jahre war es unerheblich gewesen, dass sich das Kaufhaus nicht entscheiden konnte, ob es ein Haushaltswaren-, Textil- oder Elektrogeschäft oder ein Gartenmarkt war; von jedem etwas war plötzlich zu wenig, als der Baumarkt im Gewerbegebiet eröffnet wurde.

Gerd und Silke hätten keine Kinder, erzählte Henrich. Norbert, der Zweitälteste von Backes, sei nach Dortmund gezogen, mache irgend etwas mit Versicherungen, und Jürgen hatte man schon Jahr und Tag nicht mehr gesehen. Da gäbe es allerlei Gerüchte.

Benno nahm sich für den morgigen Sonntag – ein ›dritter Weihnachtstag‹ – einen Spaziergang vor.

Onkel Wilhelm und Tante Fine brachten Gisela mit. Benno glaubte nicht an einen Zufall. Er nahm sich vor, möglichst wenig Notiz von Gisela zu nehmen.

Das Gespräch am Kaffeetisch bestritten seine Eltern. Sie tauschten sich mit Wilhelm und Fine über Verwandtschaftliches und Nachbarschaft aus, als ob es kein Telefon geben würde. Sie waren es so gewohnt, dachte Benno, erzählten lieber von Angesicht zu Angesicht. Gisela blieb während dessen stumm, soweit sie nicht direkt gefragt wurde. Gleich würde ihn seine Mutter zu einem gemeinsamen Spaziergang mit ihr ermuntern, vermutete Benno. Um dem zuvorzukommen und dem Getratsche am Kaffee-

tisch zu entfliehen, forderte er Gisela auf. Ein freudiger Blick seiner Mutter begleitete sie, als sie aufstanden. Benno führte Gisela durch den Stall in den Hof und dann auf die Wiese hinter der Scheune. Er blieb stehen, mit dem Blick auf umzäunte Wiesen und das Wäldchen am Horizont, und zog den Reißverschluss der Jacke bis unter das Kinn.

Nur nicht über das Wetter reden, dachte er. Es blieben nur Annäherung oder Ablehnung. Beides könnte sie verletzen, es sei denn, Gisela würde sich an der sentimentalischen Inszenierung dieser Begegnung nicht beteiligen.

»Ich dachte, wir würden ein Stück die Straße entlang bis zu Allee gehen«, sagte Gisela. »Es ist zu kalt, um nur herumzustehen.«

»Ich wollte nur raus.«

Später, hundert Meter weiter auf der Straße, sagte Gisela: »Du hast dich nicht verändert. Du bist genauso abweisend wie früher.«

Also Abrechnung, dachte Benno erleichtert.

»Wie lange haben wir uns nicht mehr gesehen? Über zwanzig Jahre?«

»In etwa.«

»Es gibt doch eine Veränderung«, sagte Gisela, »du bist einsilbig geworden. Hat das mit deiner Trennung zu tun?«

»Du warst beim Kaffee auch nicht besonders gesprächig.«

»Was meine Eltern erzählen, kenne ich doch. Nach so langer Zeit warst du neu für mich und ich habe überlegt, welche Bedeutung die alten Sachen noch für mich haben, dass du mich einmal im Wald an einen Baum gebunden und allein gelassen hast, mir beim Baden in der Stever die Sachen versteckt oder mir einen Regenwurm in die Bluse gesteckt hast und ich mir panisch vor Angst und Ekel die Sachen vom Leib gerissen habe, und du mir ein andermal

meinen Schlüpfer ausgezogen und die Nachbarjungen aufgefordert hast, mir unter das Kleidchen zu schauen. Ich war erst neun oder zehn und du fünfzehn! Wie gut, dass wir uns damals höchstens zwei Mal im Jahr begegnet sind.«

Benno blieb stehen und nahm Gisela in den Arm. Er genoss die Intensität des Augenblicks, weil er nicht aus der Berechnung seiner Mutter herrührte, sondern eigenen Gefühlen entsprach. Er wollte Giselas Gesicht berühren, aber die Vermischung von unvorhergesehener Versöhnung und spontanem Begehren schreckte ihn ab.

»Schon gut«, sagte Gisela. »Du bist ein Teil meiner kindlichen Katastrophen. Bis heute wenigstens.«

Im Weitergehen hakte sich Gisela bei ihm unter. Im gleichen Moment kippten seine Vorbehalte.

»Was machst du so?« fragte er.

»Tippen. Ich bin Tippse im Büro. Gelernt habe ich Buchhändlerin. Ich habe den Laden aber schließen müssen. Und du?«

»Wenn du es so ausdrückst, bin ich derjenige, der diktiert.« Jetzt stand nur noch die Frage zwischen ihnen, warum sie offensichtlich keinen Partner hatte. Benno kannte aus der Firma genügend Frauen mit eigener Ausstrahlung, von extravagant über elegant und natürlich bis leger. Gisela war in dieser Hinsicht unauffällig, um sie zu mögen, musste man nach den Eigenschaften und Gesten suchen, die Interesse weckten und das Gefühl von Verbundenheit vermittelten. Benno entschied sich für den augenblicklichen Eindruck und gegen weiteres Nachforschen.

»Deine Anwesenheit ist angenehm«, sagte Gisela.

Benno spürte die ungewohnte Nähe. Sein Arm, den Gisela hielt, versteifte sich, bis er nichts mehr fühlte.

»Fine fährt nicht mehr mit dem Wagen im Dunkeln zurück, seit sie einen Unfall gehabt hat, auch wenn es nur ein Blechschaden war, und mein Vater will auf Bier und Schnaps nicht verzichten. Ich sitze die Besuche bei deinen Eltern ab.«

Benno lachte kurz auf. Der Ausdruck, einen Besuch ›abzusitzen‹, gefiel ihm. Machte er das nicht selbst, mehr oder weniger? Nur kindliche Erinnerungen an vergangene Weihnachten konnten den Besuch im Elternhaus nicht tragen. Es waren Bindungen verloren gegangen, und er wusste nicht, wie und wann Apeln ihm zu eng geworden war.

»Bist du gerne allein?«, fragte Gisela.

»Du meinst: nach der Trennung von Marie Luise?«

»Nein, das meine ich nicht.«

Das letzte Alleinsein – gestern – hatte in eine Katastrophe gemündet. »Es ist widersprüchlich. Alleinsein ist mir kein konstantes, verlässliches Gefühl.« Er erzählte von Marie Luisens überraschendem Besuch.

»Zu was wollte sie dich einladen?«

»Zwei Karten für ein Konzert mit Julia Fischer. Das Violinkonzert Nr. 1 von Max Bruch war mit im Programm. Marie Luise weiß, wie sehr ich dieses Konzert liebe. Das war übrigens die einzige Schallplatte, die meine Mutter besaß, und meine Einführung in die Welt der klassischen Musik.«

»Für wen war die zweite Karte?«

»Ich habe keine Ahnung. Mit mir zusammen bestimmt nicht.« Benno befreite seinen steifen Arm und nahm stattdessen Giselas Hand, damit es nicht wie eine Ablehnung aussah. Wärme durchströmte seinen Arm, mehr als durch die bloße Berührung ausgelöst wurde, und sammelte sich im Bauch. Mit einem Mal wurde ihm bewusst, was er

schon so lange entbehrt hatte. Er war versucht, über Zuwendung reden, konnte sich aber nicht von der intensiven Empfindung lösen, bis sie wieder vor der Haustür standen und Benno froh war, dass Gisela keine weiteren Fragen gestellt hatte.

»Ein herrlicher Spaziergang«, sagte Gisela zu Bennos Mutter. »Die Dämmerung hüllte uns feuchtkalt ein. Wir mussten mit der eigenen Wärme dagegen halten.«

Was seine Mutter darunter verstehen würde, konnte sich Benno lebhaft ausmalen.

Der heutige Sonntag war in diesem Jahr quasi ein dritter Weihnachtstag. Es widersprach Bennos Benimmregeln, an Feiertagen einen unangemeldeten Besuch zu machen, um Jugendkontakte aufzufrischen. Benno war lange unentschlossen, bis er sich einredete, ohne den Besuch bei Backes würde er kneifen, denn einen passenden Zeitpunkt würde er so lange vor sich herschieben, bis er wieder unpassend war.

Backes' Hof lag unter Eichen. Selbst bei Sonnenschein gaben die Bäume viel Schatten und dunkelten den alten roten Backstein ein. Neben dem Haus lag ein Haufen Bauschutt; Heuwender, Egge und Pflug trugen mehr Rost als einstmals rote und grüne Farbe. Vor dem Haus stand nur ein Auto, der rote Passat. Benno schlenderte wie ein Spaziergänger am Haus vorbei, blieb stehen, und ging dann entschlossen zur Tür und schellte.

Silke öffnete. Sie schien Benno nicht zu erkennen, ihr Blick blieb abweisend und das Gesicht ohne Regung.

Benno sagte: »Erkennst du mich nicht? Ich sah nur euer Auto vor dem Haus stehen und dachte, ihr habt vielleicht keinen Besuch, und ich würde nicht stören. Ich bin auch nicht so oft in Apeln.«

»Verschwinde«, sagte Silke. Und nach hinten ins Haus:
»Es ist Benno Schmidtbauer.«

»Arschloch«, tönte es von hinten.

»Du hast es gehört«, sagte Silke. Sie lächelte nun und sah trotz ihrer Blässe anziehend aus.

»Ich möchte mich mit dir treffen«, sagte Benno.

»Mach endlich die Tür zu«, rief die Stimme von hinten.

»Ich fahre morgen zum Einkaufen, gegen zwölf.«

Benno nickte.

»Ich habe ihn rausgeworfen«, rief Silke und schloss die Tür lautstark.

Was übertrieben war, dachte Benno, denn sie hatte ihn erst gar nicht hereingelassen. Gerds Aggressivität konnte er nicht verstehen. Schließlich hatte er doch Silke.

Benno lieb sich Vaters Wagen. Er fuhr bereits um halb zwölf in Richtung Apeln, um Silke nicht zu verpassen. Es gab keine Möglichkeit, den Wagen unterwegs unbemerkt abzustellen; die Baumgruppen und Strauchgehölze standen hinter den Umzäunungen an den Wiesenrändern und boten keinen Sichtschutz. Zwangsläufig kam ihm die Erkenntnis, dass er alt genug und mündig war und nicht nötig hatte, Silke aufzulauern und ihr hinterher zu fahren. Am Ortseingang parkte er am Straßenrand. Hier musste Silke vorbeikommen, wenn sie in Apeln einkaufen würde.

Bennos Geduld wurde über Gebühr strapaziert. Als er um viertel nach zwölf enttäuscht aufbrechen wollte, fuhr der rote Passat vorbei. Er folgte Silke bis zum Parkplatz eines Discountmarktes, nahm einen der großen Einkaufswagen und schob ihn durch den Eingang.

Er stellte Silke bei den Konserven, zwischen Leipziger Allerlei und Roter Beete. Silke nahm ein Glas aus dem Regal und hielt es ihm hin.

»Ich mag keine Rote Beete«, sagte Benno.

»Warum bist du gekommen?«

»Aus alter Verbundenheit, vielleicht.«

»Die muss steinalt sein, nach zwanzig Jahren, und nicht mehr zu gebrauchen. Wahrscheinlich bereits verstorben.« Dann wurde Silke blass im Gesicht; sie wirkte in ihrer Magerkeit verbraucht. »Du schuldest mir ein Leben«, sagte sie leise.

Das Glas Rote Beete zerschellte auf dem Boden. Silke hatte es mit Absicht fallen gelassen, wie Benno sofort klar wurde. Sie griff ins Regal und holte ein weiteres Glas heraus. Es zerschellte auf dem Boden und spritzte den Gang voll.

Silke richtete ein Blutbad an.

Zuerst kam eine Verkäuferin. Sie sah, wie Silke raste, hielt sich die Hand vor den Mund, gluckste und rannte davon. Gleich würde der Filialleiter auftreten. Andere Kunden wurden durch den Lärm aufmerksam und schauten in den Gang; einer von ihnen feuerte spontan Silke an.

Was zwischen ihm und Silke vorging, hatte die verdammte Öffentlichkeit nicht zu interessieren, auch wenn sie hier ausnahmsweise an dem Spektakel teilhaben durfte. Benno nahm selbst ein Glas und ließ es vor den Füßen des Mannes zerplatzen. Wütend schrie der auf, aber Benno bedeutete ihm mit einer Handbewegung, was er zu erwarten hätte, wenn er sich nicht schleunigst verdrücken würde.

Dann war es wieder ruhig, nur Silke weinte. Wenige Augenblicke später kam ein Mann um die Ecke. Benno sah, wie er rot anlief und Atem holte, um seiner Stimme die notwendige Autorität zu geben – der Filialleiter, wie Benno richtig vermutete. Sie hätten sich beim Herausnehmen der

Gläser übernommen, sagte Benno, und dabei sei einiges zu Bruch gegangen. Nur das eine Glas dort – Benno zeigte in den Gang –, habe er demjenigen Kunden zugedacht, der das Missgeschick der Dame schamlos ausgenützt und zu allgemeiner Zerstörungswut aufgerufen habe. Ob zwanzig Euro für das Säubern und Aufwischen ausreichen würden?

Am Ende der Diskussion zahlte Benno fünfzig Euro und den Wert der zertrümmerten Gläser. Silke sah er nicht mehr.

Mutter wollte wissen, was er in Apeln eingekauft hätte, wo es doch in der Stadt mehr Kaufhäuser und Geschäfte und ein größeres Angebot als in Apeln geben würde. Benno erklärte, er würde immer dann kaufen, was er brauche, wenn er Zeit hätte, und die sei nun einmal knapp, wo er kaum vor sieben aus dem Büro käme, und schob gleich einen erfundenen Anruf aus der Firma vor, der ihn heute zur Abreise zwingt, weil er morgen im Büro gebraucht werde. Fluch der Mobiltelefone, erwähnte er, als sei damit eine Schuldzuweisung an eine höhere Instanz verbunden, und blöd, dass er den Wagen nicht dabei habe. Wenn Vater ihn bis zum Abzweig Lukas bringen würde, brauche er nur einmal umsteigen und er könnte bis sechs Uhr am Abend bleiben.

Bis dahin war noch eine Menge Zeit. Mit Marie Luise war die Zeit immer knapp gewesen, weil sie so schnell wie möglich zurück nach Hause wollte. Benno begann, über die alten Zeiten zu reden, über seine Erlebnisse auf dem Schulweg, wenn ihn auf dem Hinweg erst die Brüder Backes auflasen und später Rainer Wöllkens dazu stieß; auf dem Heimweg dann umgekehrt. Rainer sei immer der Außenseiter gewesen, weil er die kürzeste gemeinsame

Strecke mit ihnen gehabt habe, und von den Backes-Brüdern habe er nie genau gewusst, was sie auf dem einen Kilometer ausheckten, den sie allein zurücklegten.

Henrich nickte einige Male, während Benno erzählte. Verstanden hatte sein Vater ihn nicht, vermutete Benno, weil er keine Fragen stellte und einfach nur zuhörte, als seien in seinem Alter alltägliche Kindergeschichten schon zu weit entfernt.

Das, was Benno wissen wollte, fragte er zuletzt.

Die Silke sei ein anständiges Mädchen, wie man erzählt habe, sehr fleißig im Haushalt. Die Landwirtschaft, von der sie damals nichts verstand, sei kein Hinderungsgrund gewesen; sie habe einfach zugegriffen, als sie die Chance erhielt, von der Haushaltshilfe bei Mertens zur Bäuerin auf dem Backes-Hof zu werden. Ein ungewöhnliches Jahr – erst eine Hochzeit und dann zwei Todesfälle. Jochen, der alte Backes, sei in der Scheune von der Leiter gestürzt, als er vom Heuboden herunter wollte, und seine Frau kein zwei Monate später an einer Lebensmittelvergiftung gestorben. Den Fisch hatte sie nachweislich selbst vier Tage vorher gekauft. Bernskötter, der Kaufmann, habe im Ort gleich Front gegen die Backes gemacht und behauptet, die wollten ihn verleumden und womöglich verklagen. Und jedem, der vor der Theke stand und sich auf das Thema einließ und an Vermutungen beteiligte – und das war letztendlich das gesamte Dorf, zeigte er die auf Trockeneis liegenden Fische.

»Du musst dir das vorstellen, wenn du in keinem Geschäft mehr einkaufen kannst«, schloss Vater den Bericht ab. »Kein Brot beim Bäcker, keine Wurst beim Metzger, und alles in ehrlicher Absicht – schließlich will man niemandem schaden. Nach einigen Wochen ist die Hysterie vorbei gewesen, aber ab wann die Backes wieder

zum Einkaufen nach Apeln gekommen sind, weiß wahrscheinlich niemand mehr genau.

»Ich habe Silke Backes heute zufällig gesehen. Sie war beim Discounter.«

»Den gab es damals noch nicht.«

»Ich habe für Backes eingekauft, etwa zwei Monate lang«, sagte Mutter von der Tür her.

Benno schaute über die Schulter zurück. »Du?«

»Das war doch kein Umstand. Vieles hatten sie ohnehin aus der Landwirtschaft und dem Garten. Wenn ich einen Einkauf ablieferte, war der Gerd oftmals wütend und hat aller Welt gedroht. Silke war mir dankbar, sie blieb aber sehr einsilbig. Sie hatte eine Fehlgeburt – ein totes Kind im sechsten Monat. Davon hat sie sich nie richtig erholt.«

»Schrecklich«, sagte Benno und fühlte sich nicht wohl dabei, für so viel geballtes Unglück nur ein einziges Wort des Bedauerns gefunden zu haben. Er müsse noch seine Tasche packen, sagte er, um seinen plötzlichen Aufbruch zu rechtfertigen.

Wenig später verschwand er durch den Vordereingang zur Straße, nach links in Richtung auf die Heide. Er war sich nicht sicher ob es Sinn machte, Silke und Gerd zu besuchen, und ebenso wenig machte es Sinn, zu Backes' alter Scheune zu gehen. Sein Verhalten damals war nicht richtig gewesen, aber auch nicht so schuldhaft beladen, dass er wie ein Mörder zwanghaft zum Tatort schleichen musste. Vielleicht ließen sich in der Scheune die Gedanken ruhiger fassen, die seit der Begegnung mit dem roten Passat mühsamer zu ordnen waren; die äußerliche Ruhe kostete ihn mehr Anstrengung als sonst.

Die Scheune war nicht abgeschlossen. Weiße Ballen mit Heu lehnten an der Giebelwand, auf der anderen Seite stand

eine ausgemusterte Holzkarre für die Feldarbeit. Ein Holm war abgebrochen, in der Mitte hingen noch das Holz und die verrosteten Ketten, mit denen das Zugtier angeschirrt wurde.

Vom tragischen Tod der Backes hatte Benno gehört, damals aber nicht wirklich interessiert. Statt an den Wochenenden nach Hause zu fahren, ließ er sich zum Wachdienst einteilen, natürlich gegen Bezahlung. Dreißig Mark nahm er für einen Dienstplantausch am Samstag oder Sonntag. Ruhig war's, und gegen die Langeweile besorgte er sich zerlesene Illustrierte oder Jerry-Cotton-Heftromane, oder einen Roman aus der kleinen Bibliothek im Offizierskasino. Gänzlich verzichtete er nicht auf die Heimfahrten, denn dass ein Soldat überhaupt kein freies Wochenende hatte, konnte er selbst seiner Mutter nicht weismachen. Er schob die langen Fahrzeiten vor und dass er nicht immer bei einem seiner Kameraden eine Mitfahrgelegenheit zum Bahnhof bekäme.

»Woran denkst du?«

Benno fuhr überrascht herum.

»Ich habe dich vom Fenster aus gesehen, wie du zur Scheune gegangen bist. Ich stehe oft am Fenster. Gerd sagt, wenn ich nicht vom Fenster weggehen würde, bringt er mich in die Klapsmühle.«

»Bitte?«

»Ich schaue einfach nach, was es im Leben noch gibt. Aber es verändert sich nichts. Jahrein, jahraus das gleiche Bild. Früher hat mich das Unveränderliche zur Verzweiflung gebracht, jetzt macht es mir nichts mehr aus. Es ist besser, nach draußen zu gucken als mich umzudrehen.«

Benno benötigte einige Sekunden, um Silke zu verstehen. »Du bist unglücklich.« Diese Feststellung war überflüssig, doch wieder fiel ihm nichts anderes ein.

»Ich auch«, fügte er an.

»Wenigstens etwas«, höhnte Silke.

»Ich war erschreckt, als ich dich auf dem Weg zu Kirche sah. Bist du krank?«

»Willst du mich etwa auch einliefern?« schrie Silke. Sie machte einen Schritt auf Benno zu.

Benno versuchte, Silke zu beruhigen. Plötzlich waren alle Floskeln wieder da, die er schon bei Marie Luise gebraucht, hatte, dass man über alles reden könne und sich für jede Schwierigkeit eine Lösung finden würde, wenn man nur eine wolle.

Marie Luise wollte keine.

Benno schwindelte. Er ging auf die andere Seite der Scheune und setzte sich auf einen Heuballen. Silke stand wieder vor ihm, für einen Moment mit dem hübschen, verliebten Gesicht von damals, das ihn jetzt hohlwangig ansah. Bei Licht betrachtet hatte er sich eine Schweinerei erlaubt, sicherlich unbedarft und ohne das gewollt zu haben, was sich daraus entwickelt hatte. Er wusste es in dem Augenblick, als Gerd sich von Silke wälzte und Benno noch einmal von ihr Besitz ergreifen wollte. Silke hatte ihn entsetzt angesehen und er hatte sich ohne ein weiteres Wort aus dem Staub gemacht.

»Ich bin schwanger geworden«, sagte Silke leise. »Du warst bei der Bundeswehr und hast dich nicht mehr blicken lassen. Gerd hat sich zu dem Kind bekannt, obwohl es deines sein musste, weil Gerd mir vor Aufregung auf den Bauch gespritzt hat. Warum sollte ich Gerds Antrag ablehnen? Sechs Monate später hatte ich eine Fehlgeburt. Der Arzt sagte mir, ich könnte keine Kinder mehr bekommen.«

»Das tut mir leid.«

»Was?« zischte Silke. »Die Fehlgeburt deines Sohnes oder dass du mich hast sitzen lassen?«

»Herrgott, ich war neunzehn«, sagte Benno, »und du fünfundzwanzig. Ich war stolz darauf, dass du dich für mich interessiert hast. Für mich warst du wie eine erfahrene Frau und deshalb eine Eroberung. Ich dachte, ich sei wer weiß was, als du zum ersten Mal mit mir geschlafen hast. Nur Liebe war es nicht. Als mir Gerd gestanden hatte, dass er in dich verknallt sei, habe ich ihm großspurig versprochen, dass du auch mit ihm schlafen würdest. Diese Abmachung und nicht meine Einberufung am nächsten Tag war der Grund, dich damals hier zu treffen. Trotz allem – du hättest Gerd abweisen können. Ich hatte sogar fest damit gerechnet.«

»Gerd war ehrlicher als du, zumindest in dieser Situation. Er war so schüchtern, dass er glaubte, mir vorher alles erklären zu müssen, während du draußen standest. Warum ich mich mit ihm eingelassen habe? Aus Mitleid vielleicht, oder aus einem mütterlichen Instinkt.«

»Dreht euch um«, tönte Gerds Stimme aus dem Hintergrund.

Silke schrie, überrascht und spitz. Benno sah das Gewehr, mit dem Gerd auf sie deutete.

»Ich sollte dich erschießen, Benno, aber dann würde ich Silke einen Grund liefern, ihr Leben lang um dich zu trauern. Ich habe mir das genau überlegt. Ich bin nicht mehr so einfältig wie damals.«

»Gerd!« sagte Benno, so eindringlich wie möglich.

»Du kennst mich also noch. Ein Gewehr frischt die Erinnerung ungemein auf.«

»Unfug!« widersprach Benno. »Die gemeinsame Kindheit trägt man doch wie eine zweite Haut, die man nicht ablegen kann. Bitte!«

Gerd lachte. Ein Schuss krachte und Silke knickte ein, die Augen weit aufgerissen. Benno lief zu ihr und hob

ihren Kopf. Sie atmete noch. Er müsste jetzt etwas sagen, dachte er, etwas wie ›Ich bin bei dir‹, aber das wäre eine Lüge gewesen, vor der er selbst als Trost für eine Sterbende zurückschreckte. Viel mehr als sein eigenes Unvermögen traf ihn Silkes Blick. Als die Überraschung über den Schuss aus ihrem Gesicht wich, verblieb dieselbe maskenhafte Gleichgültigkeit, mit dem sie ihm gestern die Tür geöffnet hatte. Sie schaut durch ihr Fenster, dachte Benno, will uns aber an der veränderten Aussicht nicht teilhaben lassen.